



**Conrad Wiedemann**

---

## **Goethe in Berlin**

(Vortrag in der Geisteswissenschaftlichen Klasse am 27. August 1999)

In: Berichte und Abhandlungen / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften  
(vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) ; 8.2000, S. 11-15

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-32053](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-32053)

---

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 4.0 International (cc by-nc-sa 4.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Conrad Wiedemann

## Goethe in Berlin

*(Vortrag in der Geisteswissenschaftlichen Klasse am 27. August 1999)*

Goethe war bekanntlich nur einmal in seinem Leben in Berlin, vier Tage lang im Mai 1778, und kehrte, ein 28 Jahre junger und weltberühmter Mann, mit einem sehr entschiedenen Urteil zurück. Es war ein ziemlich vernichtendes Urteil. Doch ich beginne nicht damit, sondern mit einem Vorurteil. Drei Jahre vorher, im August 1775, kurz bevor er vor Lili Schönemann, seiner Frankfurter Verlobten, nach Italien flüchtete und überraschend in Weimar ankam, hatte er nämlich Folgendes an eine Dame in Berlin geschrieben:

„Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geisel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich gern Lot und seine Hausgenossen in euerm Sodom wohl einmal grüßen möchte. Addio.“<sup>1</sup>

Hier könnten wir fast schon aufhören, denn wie immer der Passus gemeint gewesen sein mag, Goethe fand 1778, als er Berlin wirklich betrat, ziemlich genau das vor, was er vorausgesehen hatte: wenn nicht gleich Lot, so doch seine Hausgenossen. Er hat sie widerwillig begrüßt und sie haben ihn nicht gemocht.

Ich erwähne kurz, daß die Reise unter keinem guten Stern stand. Friedrich II. schickte sich an, in den Bayrischen Erbfolgekrieg einzugreifen, was Herzog Carl August für sein kleines Land nichts Gutes ahnen ließ. So fuhr er mit Goethe und einem Kammerjunker, dem „schönen Wedel“, nach Berlin, um die Lage zu sondieren. Der König war nicht in der Stadt.

Über das Programm des Aufenthalts sind wir durch die Stichworte, die Goethe in sein Tagebuch schrieb, unterrichtet. Es war dicht bepackt, bis zu 8 Termine pro

---

<sup>1</sup> Goethe an Anna Luise Karsch, geb. Dürbach, vom 17. August 1775. In: Goethes Werke, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe), IV. Abtheilung, Goethes Briefe, 2. Band, Nr. 348, Weimar: Hermann Böhlau, 1887, S. 282.

Tag, die sich unterteilen lassen in Stadtbesichtigungen, in Goethes private Besuche bei Zunftgenossen und in offiziöse Einladungen bei Hofleuten und Militärs. Privat traf Goethe unter anderen die Maler Chodowiecki und Graf, die „preußische Sappho“ Anna Louisa Karsch und den Theologen Spalding, nicht hingegen seinen Intimfeind Nicolai und dessen Intimfreund Mendelssohn. Offiziös war man zu Gast bei Prinz Heinrich, dem Bruder des Königs, bei Minister von Zedlitz und bei einer musikalischen Soirée. Dazwischen ein Theaterbesuch bei Doebbelin und etwas, das mit dem Stichwort „Manœuvre“ bezeichnet ist.

Hätten wir nur dieses Stenogramm, wir wären ziemlich aufgeschmissen. Glücklicherweise gibt es die damals obligatorischen Briefe an Charlotte von Stein, in denen, wie mir scheint, Bedenkenswertes steht. Man muß andere, frühere Reisebriefe an Charlotte kennen, um wahrzunehmen, wie demonstrativ der Beschreibungsgestus in den Berlinbriefen unterdrückt ist. Berlin – es ist das hinreißende Berlin der Rosenbergschen Veduten – wird von Goethe nicht beschrieben, es wird auf den Begriff gebracht.

Dieser Wechsel des Tons findet in einem Brief aus Dessau-Wörlitz, zwei Tage vor der Ankunft, statt. Zuerst eine begeistert-subjektive Schilderung des Parks, dann der Vorblick auf Berlin:

„Und nun bald in der Pracht der königlichen Städte im Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen. Mit den Menschen hab ich, wie ich spüre weit weniger Verkehr als sonst. Und ich scheine dem Ziele dramatischen Wesens immer näher zu kommen, da michs nun immer näher angeht, wie die Grosen mit den Menschen, und die Götter mit den Grosen spielen.“<sup>2</sup>

Pracht, Lärm der Welt, Kriegszurüstungen, höfisches Mißtrauen, *theatrum mundi*: schon in der Erwartung des Kommenden gibt Goethe seine eigene Sprache auf und attachiert sich an die alten Klischees der barocken Hofkritik. Er verliert anscheinend, aus Angst oder strategischem Kalkül oder beidem, was man in Berlin angeblich nicht verlieren soll – seine *Façon*.

Der erste Berliner Brief, der nach einem für ihn ziemlich desaströsen Bankett beim Prinzen geschrieben ist, läßt uns weiterblicken. Wenn wir den Erinnerungen eines Grafen Lehndorff, der Goethes Tischnachbar war, trauen dürfen, dann ging die Reserviertheit nicht von den Hofleuten aus, sondern vom Verfasser des „Werther“ und des „Götz“, auf den sich zweifellos die Blicke richteten. Das Gespräch, so Lehndorff, sei gänzlich mißlungen, weil Goethe, ein hübscher junger Mann mit einem „unfreundlichen Zug“ im Gesicht, sich unangemessen verschlossen gezeigt hätte.

---

<sup>2</sup> Goethe an Charlotte v. Stein vom 14. Mai 1778. In: Goethes Werke, a. a. O., 3. Band, Nr. 703, 1888, S. 223.

Wahrscheinlich ist Lehndorff glaubwürdig, denn Goethe hat unmittelbar nach dem Ereignis selbst über seine Einmauerungsbedürfnisse spekuliert:

„Gleichmut und Reinheit erhalten mir die Götter aufs schönste, aber dagegen welckt die Blüte des Vertrauens der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr. Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloss bewacht ich, und die Stadt lies ich in Frieden und Krieg wehrlos, nun fang ich auch an die zu befestigen, [...]“<sup>3</sup>

Kaum spricht Goethe von sich, findet er zur eigenen, bildkräftigen Sprache des Originalgenies zurück. Er beginnt mit dem gängigen Anruf der empfindsamen Moral und endet mit der pietistisch und kämpferisch eingefärbten Metapher von der offenen Seelenstadt (Jerusalem mit seinen 12 Toren?), die nunmehr verrammelt werden müsse. Eine Metapher der inneren Bewegung, wie sie dem zukünftigen großen Psychologen ansteht. Den Kontrapunkt dazu bildet die folgende Charakterisierung der realen, der äußeren Stadt Berlin:

„[...] die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Überfluss, das [alles] nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen bereit für sie geopfert zu werden. Menschen Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. [...] Wenn ich nur gut erzählen kan von dem grosen Uhrwerck das sich vor einem treibt, von der Bewegung der Puppen kan man auf die verborgnen Räder besonders auf die grose alte Walze FR [Fridericus Rex] gezeichnet mit tausend Stiften schliesen die diese Melodieen eine nach der andern hervorbringt.“<sup>4</sup>

Wahrscheinlich hat Goethe kurz vorher die Fritzischen Grenadiere exerzieren gesehen (Stichwort: Manœuvre) und wahrscheinlich hat er dabei den Geruch des Krieges gespürt. Doch davon erzählt er nicht, so wenig wie vom Gewimmel des Stadtlebens. Das andere aber, das ihn zur Abstraktion drängt, läßt sich in der Tat nicht erzählen. Es ist das alte Bild vom Machtstaat als Uhrwerk oder Maschine und von den Untertanen als Marionetten, das bekanntlich auch sein Lehrmeister Herder unermüdlich zitierte. Und das Klischee vom Staat wird komplettiert durch das Klischee von der dazugehörigen Gesellschaft:

„So viel kann ich sagen ie gröser die Welt desto garstiger wird die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eseley der Hanswurstiaden ist so eckelhafft als das Wesen der Grosen Mittlern und Kleinen durch einander.“<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Goethe an Charlotte v. Stein vom 17. - 24. Mai 1778. In: a. a. O., Nr. 704, S. 224.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 224f.

<sup>5</sup> Ebenda, S. 225.

Farce, Zote, ekelhaft: das soziale Mischmasch von Berlin ist ein obszöner, unreiner Traum, der, wie wir uns erinnern, die Bewahrung der eigenen Reinheit einfordert. Folgerichtig heißt es im letzten Brief (bereits aus Potsdam):

„Durch einen schönen Schlaf hab ich meine Seele gereinigt.“<sup>6</sup>

Berlin, so darf ich resümieren, taugt Goethe nicht als Erfahrung, sondern als Projektion. Wenn ich am Schluß die Frage nach dem Warum stelle, so deshalb, weil Goethe selbst sie uns abverlangt. Zitat: „Aber den Werth, den wieder dieses Abenteuer für mich für uns alle hat, nenn ich nicht mit Nahmen.“<sup>7</sup>

Die routinierte Frage nach dem subjektiven Wert des Erlebens hängt natürlich mit Goethes „symbolischem“ Lebenskonzept zusammen, das spätestens seit der Brockenbesteigung (Dezember 77) zum festen Index seiner Person gehört. „Sie wissen wie symbolisch mein daseyn ist“<sup>8</sup>, schrieb er damals an das Symbol Charlotte. Und so kann der Name des Symbolwerts Berlin eigentlich nur „Kontrastmittel“ und „Selbst-Vergewisserung“ lauten: kontrastive Bestätigung des Wunschbilds Weimar durch das Schreckbild Berlin. Auch dies ein in meinem Fach bekanntes Klischee. Es ist erstaunlich, wie bedenkenlos Goethe sein „Abenteuer“ für seine immer noch schwankende Lebensentscheidung instrumentalisiert hat. Eigentlich hätte ihn als frischgebackenem Legationsrat und homo politicus bare Wißbegierde treiben, eigentlich hätte er mit den hochgebildeten Kritikern des Königs wie Prinz Heinrich und Zedlitz sympathisieren müssen. Doch das Gegenteil ist der Fall. Er verbündet sich mit Friedrich, der großen alten Walze und personifizierten Arroganz der Macht, in dem er aber offensichtlich das einsame Genie und damit das Pendant seiner selbst sieht:

„[...] dem alten Fritz“, heißt es ein paar Wochen später an Merck, „bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge [alles bezogen auf Sanssouci], und hab über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde räsonniren hören.“<sup>9</sup>

Goethe ist aus Berlin, das er explizite mit dem Brockenerlebnis im Herzen (allein mit der Natur und Deutschland unter einem Nebelteppich verschwunden) betreten hat, als bestätigter Regisseur seines Weimar-Projekts zurückgekehrt. Das bedeutet die Entscheidung für die Idylle gegen die Geschichte und für die Natur gegen die Stadt. Wörtlich: „In meinem Thal ist mirs lieber und wohler als in der weiten

---

<sup>6</sup> Ebenda, S. 226.

<sup>7</sup> Ebenda, S. 225.

<sup>8</sup> Goethe an Charlotte v. Stein vom 10. u. 11. December 1777. In: a. a. O., Nr. 655, S. 199.

<sup>9</sup> Goethe an Merck vom 5. August 1778. In: a. a. O., Nr. 729, S. 239.

Welt.“<sup>10</sup> Es ist zugleich die Entscheidung für die Bildung gegen das Zeremoniell, für den Konventikel gegen die Gesellschaft und dementsprechend für den MUSENHOF gegen den politischen Hof. Goethe am Tag der Rückkehr an die Hofdame Charlotte von Stein:

„Gestern Abend dacht ich dass mich die Götter wohl für ein schön Gemählhd halten mögen weil sie so eine überkostbaare Rahm drum machen wollten. [...] Sie und der Herzog wohnen über mir wie Nagel und Schleife daran Rahm und Gemählde hängt.“<sup>11</sup>

Das ist wieder ein ganz eigenes, aber natürlich auch fast Nietzscheanisch überhebliches und despektierliches Bild, in dem schon die Keimzelle des Tasso-Problems steckt. Daß er dieses Problem wenig später erkannt und literarisch ausgetragen hat, macht zweifellos seine Größe aus. Vielleicht hätte er nach dem „Tasso“ Berlin anders beurteilt. Aber er ist damals nicht ein zweites Mal nach Berlin gefahren, sondern – im Sinn seiner konsequenten Arbeit am eigenen Mythos – nach Italien. So ist Berlin für ihn eine offene Rechnung geblieben, die er auch mit dem schwer durchschaubaren Zelter-Briefwechsel nicht begleichen konnte. Daß er 1778 so wenig gelassen, ja erregt auf die Stadt reagierte, war, so meine These, dem Verdrängungszwang gegenüber einer echten, vielleicht der einzig echten Alternative in seiner Lebensplanung geschuldet. Immerhin galt die feudale Duodez-Kultur damals als eine deutsche Ridikülität, das ungeliebte Preußen Friedrichs ‘des Einziggen’ hingegen nicht. Trotzdem hat Goethe mit seiner Entscheidung, den Berlin-Text zugunsten des Weimar-Texts durchzustreichen, à la longue gewonnen. Weimar wurde, obwohl ein kulturelles Fragment, ein deutsches Bewußtseinsintegral, Berlin, obwohl ein kulturelles Integral, wurde ein deutsches Bewußtseinsfragment. Eine vergleichende Revision, die übrigens noch nie ernsthaft vorgenommen wurde, wäre wohl ein sinnvolles akademisches Divertissement.

### *Literatur*

Pniower, Otto: Goethe in Berlin und Potsdam, Berlin 1925.

Victor, Walther: Goethe in Berlin, Berlin 1955.

<sup>10</sup> Goethe an Charlotte v. Stein vom 2. Juny 1778. In: a. a. O., Nr. 706, S. 227.

<sup>11</sup> Ebenda.